

Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Genyph in Berlin.

Verlag von Rudolf Rosse in Berlin-Leipzig.

Berlin, 27. August 1883.

Mr. 35. Inhalt: Special-Telegramme. — Informationen. — Politische Wochenschau. Von H. Bauer i. B. — Der stetig immergen Gehaltung der Freundschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Italien, durchaus einig sind. — In hiesigen Centrumskreisen meint man, daß der Abgeordnete B. indubio an den Beratungen der außerordentlichen Reichstags-Sitzung in den nächsten Tagen, der große Centrumsführer soll sich noch immer etwas schwach fühlen. — VII. Jahrg.

Special-Telegramme des Deutschen Montags-Blatts.

Msn. Kassel, 26. August. Eine Deputation des Stadtraths wurde vor dem Paraderiner empfangen. Im Theater, welches der Kronprinz besuchte, wurde „Arie in Fiedler“ gegeben. Nachher wurde die Festschmuck einer Festschmuck, der Schlangenein ein Ständchen. Morgen nach dem Gottesdienste findet Vorstellung der Kriegsgewerke statt.
H. Wien, 26. August, 11 Uhr 19 Min. Aus Sala Gherzegn wird dem Genies berichtet, daß die dort vorgefundenen feindlichen antientenischen Kravalle sehr erster Natur waren. Eine Kompanie Militär konnte nicht verhaften, das sämtliche jüdische Judentum und Geschäfte geplündert und demoliert wurden. Das Militär war genötigt, zweimal zu feuern. Drei aus dem Publikum wurden erschossen, neun Soldaten verwundet. Das Volk hat die Verhafteten gefesselt aus dem Stadthaus hergeführt. Heute sind vier weitere Kompanien aus Kanaja und Kanallere aus Ebenburg unterwegs. — In Probstdorf wurde gestern 6 Uhr Abends das Teichwerk Chamboerds eröffnet. Anwesend waren außer dem Vertreter des Oberhofmarschalls v. Amies, Graf Blacas, nur die beiden gentilsheim de service, Baron Raincourt und Comte Monti. Das Teichwerk enthält nicht ein Viertel Mill. Liter Wasser, das in den Teichwerken der Gärten und Gärten und ein vollständiges Programm enthalten sein, wird vollständig aus der Luft gegriffen. Unterfaher ist die Grün; nach deren Tode übernimmt Graf Barby das materielle Erb. Kambotte legte sich den Pflichten und übrigen nahen Verwandten des Grafen ausgesetzt, ebensolange die verbleibenden jüdischen Reliquien und Schmuckgegenstände zur Verteilung. Einige farbige Reliquien sind auch Don Carlos zugesandt. Die alten Beamten und Diener sind gleichfalls reichlich bedacht. Die bereits pensionierten Beamten und Diener gewannen ihre Pensionen weiter und erhalten außerdem Loge. Es soll indes nicht unmöglich sein, daß sich noch ein zweites Teichwerk mit politischem Inhalt vorfindet.
W. B. West, 26. August. Das amtliche Blatt veröffentlicht ein Handelsverbot des Kaisers an den Vauis von Stratien. Bezüglich in welchem die von demselben nachgesuchte Demission genehmigt, und die Erwartung ausgesprochen wird, daß der Vauis zu seiner Ernennung keine Hindernisse die Geschäfte fortführen und die von dem letzten Ministerium beschlossenen Maßregeln ausführen werde.

Politische Wochenschau.

Von H. Bauer i. B.
Die vergangene Woche ist reich an bedeutsamen, zum Teil überraschenden Ereignissen. In den Tagen der Tod des Grafen Chamboerd, die endliche bekannte Ratifikation des Donauvertrages, betreffend die Kommission der Ilferstaaten, welche, obgleich unklar, und die Türkei noch im Rückstande sind, von den übrigen Mächten als erledigt angesehen wird; man erstreckt freilich noch nicht klar, ob deswegen, weil auch die Zustimmung der erwähnten beiden Regierungen als sicher gilt, oder weil man es angeht, daß eine völlige Einigung in allen übrigen Punkten zu erzielen, Lebensfalls, und das ist für den Augenblick wohl das Bedenklichste an diesen Vorgängen, hat Rumänien der Konvention seine Anerkennung nicht gegeben; es verfuhr vielmehr seine Einwendungen gegen die Oesterreich zugesandte Vorstudienstellung und zu Gunsten seiner eigenen Ansprüche als Ilferstaat durch rechtsgleiche Deklination neue Schritte zu verfehlen. Soeben sind entschieden auf die Seite der mitteleuropäischen Friedensallianz verfallen, diese Schwierigkeiten zu erblicher Erleichterung. Man knüpft in dieser Hinsicht an den gegenwärtigen Besuch des Königs von Rumänien in Wien, wozu er sich von deutschen Kaiserhöfen begeben hat, die besten Erwartungen.
Die liberalen Ereignisse der Woche sind die Einberufung des deutschen Bundesraths und Reichstages, und der Beschlüsse des Reichstages, welcher die „Nord. Allg. Ztg.“ an die französische Adresse gerichtet war.
Was das Zentrumverbot des Reichstages anbelangt, so sind bereits jetzt gute Anzeichen vorhanden, daß derselbe am 29. d. M. in beschleunigter Stärke sich vernehmen wird; das Verbot wird lediglich dem Vizepräsidenten, nicht den Vorgesetzten der Regierung zugunsten sein, welche in dieser Hinsicht von den Ministern der Nationenvertretung nur eine Woche Frist gelassen hat, der durch das verpönte und darum völlig unermarct kommenden Einberufung rechtzeitig Folge zu leisten. Ein Zentrumverbot des Reichstages in nicht beschleunigtem Zustande würde nicht ohne Bedenken von antiparlamentarischer Seite ohne Zweifel zu tendenziösen Umwindungen ausgenutzt werden; um so einschneidender muß es das politische Reichstagsverbot sein, um die Reichstagsverbot insbesondere der liberalen Reichstagsabgeordneten appelliert werden.
Die unerwartete Nachgiebigkeit, welche die Regierung in der Verfassungsfrage gezeigt hat, ist ebenfalls mit Genugthuung zu begrüßen; die offiziellen Organe haben zwar den Versuch gemacht, die veränderte Stellungnahme der Regierung als nur durch zufällige äußere Umstände oder durch Mäßigkeit auf die menschliche Schwachheit, d. h. auf ein sich unversetzte Verfassungsverbot, zu erklären. Niemand wird aber diese Umstände ernsthaft genommen haben. Eine solche Mäßigkeit hat sich auch in Regierungskreisen die Lebensangelegenheit Bahn gebrochen, daß das „administrative Vorgehen“ in der Angelegenheit des deutsch-spanischen Handelsvertrages

verfassungsrechtlich unhaltbar ist, und dazu lauen dann wahrheitslich noch Bedenken von der Art, wie sie die „Streuzeitung“ in ihrer kurzen Besprechung der Reichstagsdebatte ausgesprochen hat, nämlich wegen der möglichen rechtlichen Folgen, welche das zuerst beliebte Vorgehen für die veranwortlichen Richter hätte führen können. Die pöbliche Anwendung in der Geschäftsleitung der Regierung seitens der Mächte der Vermuthung des Reichstages, daß es seit einiger Zeit in den Kreisen der Reichsregierung etwas verworren und directionslos zugegangen sein muß. War die Regierung wirklich überzeugt, daß ihr erstes Vorgehen korrekt war, warum wartete sie dann nicht mit der Berufung des Reichstages ruhig bis zum Herbst? Und war sie über die Korrektheit jenes Vorgehens nicht sicher, warum hat sie dann den Reichstag nicht schon früher einberufen? Sie hätte im letzten Falle viele Bekräftigung erlangt und der bevorstehenden außerordentlichen Session eine längere Dauer gesichert. Jetzt werden neben der sachlichen Diskussion des Handelsvertrages, welche schwerlich, wie die „Streuzeitung“ meint, in zwei Tagen abgethan wird — schon die Debatte über die Hamburger Spiritusaffäre werden sich nicht im Handumdrehen erledigen, vielmehr dürfte die Vorlage, wie man in parlamentarischen Kreisen meint, wohl an eine Kommission gehen — auch noch Erweiterungen verfassungsmäßiger Art nicht zu umgehen sein.
Nach den Versicherungen der Offizien ist der Bundesrath und Reichstag lediglich zum Zwecke der Beratung des deutsch-spanischen Handelsvertrages einberufen. Es ist in doppelter Hinsicht bedauerlich, daß in der deutschen Presse Zweifel hieran sich verbreiten wachen. Bezeichnend einmal für die Unklarheit, welche die Haltung der Regierung in dieser Hinsicht hervorgebracht hat, bezeichnend aber auch für die allgemeine Stimmung, welche schon seit längerer Zeit die Haltung der Regierung überhaupt gegenüber dem Parlament und in der Behandlung von parlamentarischer und liberaler Seite ersehener verfassungsmäßiger Bedenken erzeugt hat. Man kann es in weiten Kreisen kaum mehr glauben, daß Bedenken der erwähnten Art und von der bezeichneten Seite nur Nachdruck erlangen auf einem gefassten Entschlüsse der Regierung einen bestimmten Einfluß haben, und man wendet sich daher mit Vorliebe überhand nehmenden Konjekturen zu, um die rasche Beschleunigung der Regierung zu erklären.
Einen Anhaltspunkt für solche Vermuthungen bietet diesmal der weiter oben erwähnte Artikel der „N. Ztg.“ Man glaubt, die Regierung wolle einen außerordentlichen Reichstag einberufen, und darum habe sie ihre Auffassung bezüglich des spanischen Handelsvertrages so rasch geändert. Unter klaren, natürlichen Verhältnissen könnte eine solche Vermuthung, die, wenn nicht irren, auch zuerst mit Bestimmtheit in der französischen Presse auftauchen, in Deutschland gar nicht aufgenommen sein, und man wird sich schon, sie vorläufig mit entschleunigen Zweifel zu betrachten. Der alte Wahfertrieb, welchen die „N. Ztg.“ nach Paris bringt, erklärt sich vollständig durch die Stellung des größeren Theils der dortigen Presse, obgleich man hier undwo eine unmittelbare kategorische Bedeutung bemessen hätte.

Informationen.

In diesen Tagen erliegen in Rom eine Anzahl, welche zwar nicht dem Namen nach, aber doch durch die Zusammenstellung des Blattes als ein großes internationales Werk ist. Die letzte Seite der Teil des Büchchens, und seine Anzahl bilden die beiden Hefen, welche Gräfin im Mai in der italienischen Kammer, um die Antiquitäten der Kaiserin in dem Besonderen über die Geschichte eines großen Aufstiegs gemacht, weil man in ihnen Tendenzen finden wollte, die gegen das deutsch-österreichlich-italienische Bündnis gerichtet seien. In feierlicher Weise proklamierte der Kaiser der gegenwärtigen Epoche die römischen Monumente damals bereits gegen die Behauptung. Und heute schreibt er einem hiesigen politischen Freunde, dem er die Broschüre überreicht: „Ich habe geglaubt, diese Hefen zu sammeln und herauszugeben, weil ich wünschte, daß sie in Deutschland ausfindig gemacht werden. Sie wissen lieber Freund, wie ich über Ihr Werk und Ihr Land denke. Die Wiedereröffnung Ihrer Nation lag in meinen Wünschen seit dem Tage, da ich die Verhandlungen für die politische Unterfertigung meines Vaterlandes begann. Die beiden Hefen und die beiden Seiten sind durch gemeinsame Interessen verbunden, und dieses Band wird um so fester sein, je mehr es durch gegenseitige Wohlwollen und nicht durch Gewalt zusammengehalten wird.“ Es ist im gegenwärtigen Moment gewiß interessant zu konstatieren, daß dieselben, die die Alpen gegen die Regierenden und die Dispositionen in dem einen Punkte,

der mit gravissem, sichem Fuß Wohlgelungen führt Feuer und Flamme, Ganz einfach aber's Knüppelband! Je nun, Dir macht das weiter nichts: Ein Meister kritischen Gedächts, Der Gelbe der „berühmten Mutter“, Ein Dramaturg, ein zielbewußter, Ein Dichter des „Frankreichs“ wird Nichts hüßen, wenn er auch mal irr. Nach hier, wie's echten Künstler's Maß' ist, Hat sich's, daß selbst sein Irrthum stark ist. Man ist nicht immer Dichter-Heros: „Quandoque dormiat Homeros.“ Doch, daß ich Dir's nur einsehe, Wenn ich all die acht Plummer sehe, Durch die Du dieses Kampfen fortführst Und gegen uns das grimmige Wort führst, So fuh' ich — muß mich droh nicht iraten — Homer hat hier recht lang geschlafen! Auf eines Mädchens schlichtes Fragen Kommt Du, hatt ihr Weibsch zu sagen, Mit schmer geladenen Gefühnen: Sie hört das Knallen, sieht das Hüßen, Bekommt zuletzt von Dir so viel Maß, Daß das so wohlbetamte Maßschuß In arden Kopfen ihr verarmt, Und sie von bannem dumm und stumm geht. — Als Kanallier am Dieb in die faum geübte Hand Der in die faum geübte Hand Und geneigt sich der Dumen amminn, Mag' ich's mit Dir Vorberurtheilen! Nun hier gar freundschaftlich zu stoßen. Weu, so frag' ich allerseil, Nicht Du ich ab? — Im Gegenheil, Der wird unschuldig's Gut verurtheilt! Laß doch das arme Mädel dichten! Und wenn sie ganze Bücher voll schreibt,

Und wenn sie noch so wild und toll schreibt, Ich möchte wissen, wenn das schadet! Im allerhöchsten Falle laßt Sie ihre nächsten Anverwandten, Nach einige Freunde und Bekannten, Vor deren Kreis sie dann zu Ohr bringt, Was Intensaß und Fleiß hervorbringt, Und die, ist Hörens Pflicht erlebte, Ein warmes Abendbrod entschädigt. Und wenn das Glück sie so gestellt hat, Daß sie dazu das nöth'ge Geld hat, So findet sich auch wohl ein „Dunder“, Der das gereimte Wortgefluster Aufnimmt in „Dichters Selbstverlaß“. Nun hat sie dem, woran ihr's lag: Sie ist gedruckt, sein eingebunden Und bleibt die treueste aller Kunden, Die keiner Fremden Namenssetz Umsonst vorübergehen läßt „Dun' Widmung eines Exemplares; Wobrun' nach Ablauf eines Jahres Der Welt der „Lindert“ nur beistimmt ist, Und bald die „Lindert“ ausser Acht ist. — Und gegen die zieht Du vom Deder, Und gegen die wütht Du vom Deder, Zum Kampfe bis auf's Meißer leih'n? Die Frau leih't ja kein Mädellein, Wie kann man so Unschuld'gem feind sein! — Und Andre können kaum gemeint sein. Dann jene tei'nen Dilettanten, Die schon mehr Form- und Schriftgewandten, Die, folgen im'rem, kräft'gem Streben, Sich wagen in das offene Leben, Sie hätt' Du ungerecht getabelt: Die werden erst durch Euch geabelt, Die Redakteurs, durch Leute vom Fach! Dem ist die Arbeit schlecht und schwach, Kommt Ihr Verlagsrecht, Zeitungspalten

Epistel an die Junst.

Sine Antwort auf Frh's Kaufmanns „Sunfepistel“. Von Carl Wittkowski. Verehrter Freund! Als zu Gesicht Mir anfangs kam Dein jüngst Gedicht, Die Sunfepistel an ein Frauenlein, Der Rath Du sollst auf Glaub' und Treu leih'n, Ob sie den Begehrnach zu dichten Darf pflegen oder was verdrücken, Da freut ich mich, daß Du, der Kenner, Auf Deines Wibes scharfen Kenner Uns liefern willst ein Dargenliches Mädel der Dilettanten Schwächen; — Da glaube ich, Du willst besprechen, Die oft sie blind sind gegen das Schick, Die oft sie schwärmen für das Schick, Die oft sie leutz der große Plame, Die Frucht martischreider Refame, Die oberflächlich, ohne Eingehen Sie oft mit ihrem Urtheil dringehin; Kurz, alles das, was Unheil stiftet Und was des Künstlerthums vergrüht. So wie Horaz den röm'chen Dichtern Der Wahrheit Wein weiß einzuathmen Und ihnen goldne Regeln weiß, Die gültig sind für alle Zeit, Die Lehren, Warnungen an Pifo, Dacht' ich, wütht du in Traxefio so Auf unsre Dilettanten lenken! Und's ihnen einmal richtig tranken. Statt dessen — was mich ich erleben! Ich seh' Dich Schick und Sperr erben: Num hies'gen Kampfs mit dem Wind: Nimm Hüten ein, wo keine sind, Und schließt Horazens Regulus,

Und führen ihnen vorenthalten, So daß nur Der, der Goldes aufnimmt, Allein Verantwortung in Kauf nimmt. Auch wär's nicht edel, Kräfte großzueh Und hinterher dann auf sie loszueh. Drum, willst Du da Dich kämpfend rühen, So lehr vor den jüngsten Lehren. Und meinstest doch Du diese Streitmacht, Daß sie antischädlich sich zu breit macht Und Kampf drum und Vernichtung heische; Laß ab, Du wüthst im eignen Fleische; Denn grad' der Dichtkunst hehrer Ruhm Stammt ja vom Dilettantenhum. Ob Schiller war Geschichtsmagister, Ob Wolfgang Goethe Staatsminister, Ob Herder Ballor, Sachs ein Schüler, Kurz, ob all die „berühmten Mädel“, Die Kunst nur dilettantisch trieben, Daß ist der Welt egal geblieben. Wen Timmer's, ob Beruf real ist, Wenn nur das Hüßen ideal ist, Die Kunst, — ob Kunst, ob nicht, — entscheidet; Da Kunst oft, die nach Brod geht, leidet. — Wie gut daß Du zum Haffigen Zeitpunkt Nicht aufwacht diesen falschen Zeitpunkt. Dem! mal, wenn Goethe das gelehen Komt frohsan' Dilettantenhum, Und wär', weil er an Montagsblatte Noch seinen festen Follen hatte, Dem Dichten gänzlich fern geblieben Und hätte nicht den Faß geblieben, Du müßt gesteu — 's ist nicht zum Lachen — Da wär' gar nicht gut zu machen! Nein, Du nicht, Keiner von Euch Allen Als Meister ist vom Himmel gefallen. Ihr habt, eh' Ihr zur Kunst gelangt, Als Dilettanten angefangen; Ein andres Loos Euch subestimmt woz,

Und wenn sie noch so wild und toll schreibt, Ich möchte wissen, wenn das schadet! Im allerhöchsten Falle laßt Sie ihre nächsten Anverwandten, Nach einige Freunde und Bekannten, Vor deren Kreis sie dann zu Ohr bringt, Was Intensaß und Fleiß hervorbringt, Und die, ist Hörens Pflicht erlebte, Ein warmes Abendbrod entschädigt. Und wenn das Glück sie so gestellt hat, Daß sie dazu das nöth'ge Geld hat, So findet sich auch wohl ein „Dunder“, Der das gereimte Wortgefluster Aufnimmt in „Dichters Selbstverlaß“. Nun hat sie dem, woran ihr's lag: Sie ist gedruckt, sein eingebunden Und bleibt die treueste aller Kunden, Die keiner Fremden Namenssetz Umsonst vorübergehen läßt „Dun' Widmung eines Exemplares; Wobrun' nach Ablauf eines Jahres Der Welt der „Lindert“ nur beistimmt ist, Und bald die „Lindert“ ausser Acht ist. — Und gegen die zieht Du vom Deder, Und gegen die wütht Du vom Deder, Zum Kampfe bis auf's Meißer leih'n? Die Frau leih't ja kein Mädellein, Wie kann man so Unschuld'gem feind sein! — Und Andre können kaum gemeint sein. Dann jene tei'nen Dilettanten, Die schon mehr Form- und Schriftgewandten, Die, folgen im'rem, kräft'gem Streben, Sich wagen in das offene Leben, Sie hätt' Du ungerecht getabelt: Die werden erst durch Euch geabelt, Die Redakteurs, durch Leute vom Fach! Dem ist die Arbeit schlecht und schwach, Kommt Ihr Verlagsrecht, Zeitungspalten

Deutschland und allem Deutschen gegenüber in echt gallischer Art die herausfordernde und beleidigende Sprache anzuheben. Es muß aber schon beruhigend auf das deutsche Publikum wirken, wenn man bedenkt, daß diese gereizte Stimmung ihren wesentlichen Ursprung in dem qualenden Gefühl der Noth hat, in dem für das französische Selbstgefühl weitgehenden Bewußtsein der unendlichen Ueberlegenheit der Deutschen in moralischer, geistlicher, welche, indem sie Frankreich gegenüber die freundlichen Formen und selbst freundschaftliche Gefinnungen zeigt, doch die französischen Werbungen um Mithilfe zum Bewandern auf allen Punkten Europas siegreich durchzuziehen und neuerdings nahezu den ganzen Welttheil, abgesehen von Frankreich und der russischen Kriegspartei mit deren Verweigerung auf der Balkanhalbinsel, zu einem Freiheitskämpfe geeinigt hat. In dieser Hinsicht geben der französische Chauvinismus nicht nur die Ursache der Noth von Serbien, von Rumänien und Spanien in Deutschland, sondern auch die Theilnahme der englischen Prinzen, den Kronfolger Großbritanniens an der Spitze, an den demnächstigen deutschen Märdern Anlaß zur Unzufriedenheit. Die deutsche Regierung hat, ehe sie durch den Mund der „Nordd. Allg. Zeitung“ in einem, wie vorauszuversetzen war, vielfach allarmirenden Artikel die Franzosen zur Wägung machte, sich erst durch ihren Botschafter in Paris an den französischen Minister des Auswärtigen, Chalmel-Lacour, gewandt, um diesen zu veranlassen, daß er den ewigen Geheerlei der Presse Einhalt thut. Erst als letzterer zu verstehen gab, daß er gegen gewisse Einsprüche, z. B. municipaler Art, ohnmächtig sei, erfolgte der fette Wasserstrahl durch die Presse. Die Högblätter haben ihn zunächst mit unangenehm erhellenden und brechen ihn dann nach und nach durchgehen lassen, daß Frankreich so weit fertig sei, um Deutschland nicht mehr fürchten zu müssen, aber einige ruhigere Blätter, wie z. B. das „Parlament“, haben doch wenigstens die theilweise — für einen Franzosen schon ein immenses Zugeständniß — Berechtigung der offiziellen deutschen Meinung anerkannt, und bald dürfte immerhin eine Ruhepause in den Geheerlei eintreten.

Dazu wird schon das Stöden der Operationen auf Madagaskar und die neue Niederlage, welche durch einen kleinen Erfolg nicht eufertig aufgewogen, die Franzosen wiederum in Louisa erlitten haben, Einiges beitragen. Am meisten aber dürfte der am Freitag erfolgte Tod des Grafen Chambord, welcher den armen Noth endlich von seinen unglücklichen Leiden erlöst hat, darauf hinwirken, die Aufmerksamkeit der Franzosen wieder mehr auf ihre inneren Angelegenheiten zu lenken. „Seine Majestät“, das Kind des Bundes, wie ihn die Kritiker und die Hofleute Paris X. bei seiner Geburt nannten, hat während seines kurzen Lebens nichts Wunderbares geleistet, als einmal, und das war am 27. October 1873, als er das bekannte Schreiben an den Deputirten Chesnelong erließ, in welchem er die ihm nach vollzogener Ausöhnung mit dem Orleans von MacMahon und der Weizsäcker der Nation überreichte, auch nicht an die selbstverständlichen Bedingungen geknüpft sehen und erklärte, nachdem man schon Alles für abgemacht hielt, wie die Jungfrau von Orleans: „Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen.“ Da man ihm das weiße Stiefelband nicht lassen wollte, verzögerte der „homme prince“ thätigst auf den Thron von Frankreich, indem er von da an nur noch auf ein Wunder rechnen mußte. In der Welt gilt aber der Satz: „Nicht die Noth, nicht die Noth, nicht die Noth“, er scheint dem Franzosen selbst so wunderbar, daß sie ihn sich nur mit einer — nun natürlich, mit einer direkten Einwirkung des Himmels Bismarck zu erklären suchen. Diese Legende soll zugleich den Orleans ein behebendes Mittel geben. Graf Chambord erreichte durch seinen Brief zunächst nur das Eine, daß zur Barakke die Republik als die definitive Staatsform Frankreichs proklamirt wurde. Während seines weiteren Lebens bildete er nur ein Semmeln für die Aspiranten der Orleans. Jetzt sind die letzten Kräfte frei geworden; ob der Graf von Paris oder die Großmacht öffentlich antreten will, ist zu bezweifeln, denn die momentanen Verhältnisse sind wohlthätigen Bestrebungen nicht günstig; die letzten Generalräthe und Gemeindevorstände haben ein freies Ansehen, der republikanischen Stimmung erweisen, und die letzte Kundgebung würde unter solchen Umständen nur zur alsbaldigen Entgegnung der Orleans nach Frankreich führen. Abwarten ist also die natürliche Lösung für den neuen Präsidenten, abwarten, ob nicht die sich überwindenden Theilhaber der französischen Republik ihm den Weg zum Thron ebnen.

Thronpräsidenten geht es außer in Frankreich, Spanien und Serbien nirgends mehr in Europa, in Oesterreich-Ungarn aber haben die verschiedenen Nationalitäten in noch gefährlicher Weise die Rolle des Präsidentenbüros übernommen. Die Nothflucht slavischer Begierde nach Selbstherrlichkeit hat dort mit den Ueberflüssen in Ungarn, Serbien etc. endlich auch die ungarische Grenze überschritten. Die in einem besonderen Ausgange mit Ungarn, der ein Abhängigkeitsverhältnis in sich schließt, befindlichen Kroaten wollen sich von der magyarischen Oberherrlichkeit befreien. Die Magyaren erben damit die natürlichen Feinde ihrer Unzufriedenheit gegen die Deutschen in Ungarn und Serbien, welche mit Recht das Mißtrauen auch der Kroaten nachgewiesen haben. Jetzt ist ihnen nämlich die Erkenntniß der slavischen Gefahr gekommen, und die Thatsache, daß gegenwärtig in Wien gemeinsame Ministerkabinette stattfinden, kann nur die Vermuthung stärken, daß die Vorgänge in Ungarn vielleicht auch auf die cisleithanische Politik eine den slavischen Präventiven ungünstige Milderung haben werden.

Dom europäischen Geldmarkt.

Von Paul Heller.

(Neben eines Zeitungsartikels. — Die Kreditkrise. — Zürcher Staatsbank. — Die Eisenbahnverhältnisse.)

Es ist mir — nein, glücklicherweise nur Tinte und Drucker-Schwärze gelassen zwischen den beiden europäischen Wäldern, die seit Jahrzehnten und Jahrhunderten in häufiger Folge liegen! Deutschland und Frankreich liegen durch ihre offiziellen Blätter wieder einmal mehr oder minder stark gegenüber. Herausforderungen ergehen, und diese Zeitungsbeide sind diesmal fast mehr Beachtung, als die früheren berichtigten Zusammenstöße, weil man aus der häufigen Wiederkehr jener Aeußerungen auf eine Bestätigung der bestehenden Gegensätze des Reichs einen weiteren Anlaß zur Vorfrage zieht. Es ist doch manne Kräfte im Saate, welche die nur zur Vordruckerhaltung des Reichs geplanten Verletzungen gerne zur Kriegführung benutzen möchten; gewinnig doch das rein militärische Element im Staatsleben mit oder trotz der fortschreitenden Civilisation immer mehr Bedeutung! Das Gerücht der Waffen hebt nicht bloß die Deutschen, sondern auch die Sünder des Reichs ihrer Schützlinge machend. Der friedliebende Kaufmann darf daher nicht gern von Irrgehe zu viel sprechen, weil man, wie er meint, den Zweifel nicht an die Wand malen soll.

Im Gange des Vortages der jüngsten Tage gelangte vorliegende Auffassung der Dinge zu einem entscheidenden Ausdruck. Der Verkehr war beschränkt, die Haltung matt. Allerdings blieben die Preisveränderungen der Speculationspapiere im Gange möglich, weil man die Zeit zum Ausschlagen noch nicht für gekommen erachtet. Dagegen mußte man sich gegen, daß die Ausschüttung der Dividenden der in der Schwere befindlichen größeren Finanzgesellschaften durch die politischen Wirren verringert wird, also die Werthschätzung der Aktien der an solchen Unternehmungen hervorragenden beteiligten Bank-Institutionen eine Verringerung erlähre. Auf den Preisstand der Staatspapiere übte die politische Lage den stärksten schmerzlichen Einfluß aus. Der Markt blieb flau, weil die „Kön. Bg.“, welche den von der „Nordd. Allg. Bg.“ angekauften Ton aufnahm und weiter auszubehalten versuchte, über russische Umtriebe in Bulgarien berichtet hatte. Auf den Geldmarkt im engeren Sinne des Wortes übte das Ereigniß der Woche keinen Einfluß aus. Der Zinssatz im offenen Markt blieb 2 1/2 pCt., für Altinmünze 4 pCt., der Rest ist also, wie auch die Banknotizen zeigen, noch immer rechtlich vorhanden, obwohl die Banknotizen schon recht nahe gekommen sind. Nur die auf den Diskontoverkehr angewiesenen Notenbanken ist dieser Zustand der Geldfälle je länger, je weniger angenehm. Doch ist die Möglichkeit einer Ertragsabfertigung für sie noch nicht ausgeschlossen, da die eigentliche Periode des hohen Geldfußes noch bevorsteht.

Die Veröffentlichung der sog. Halbjahresbilanz der Oesterreichischen Kredit-Anstalt ging heuer fast spurlos an der Börse vorüber. Nicht wegen der politischen Ereignisse, sondern wegen der Minderheit der Gesellschaftsaktionäre, die nicht so ruhig dabeil. Die Bilanz war im Ueberflusse der Ertragsgegenstände von Finanzoperationen nicht glänzend, das mußte man vorher und weiß es jetzt um so sicherer; die Ergebnisse des regelmäßigen Bankgeschäftes aber, mag sie noch so befriedigend sein, lassen die Speculation kalt, da sie als Grundlage für irgend eine heilige Preisbewegung nicht gelten können. Solche Bankinstitute mit guten, lobenden Kontostorrent-Verkehr besitzen wir in Deutschland selber genug. Was die Börse an der Oesterreichischen Kredit-Anstalt schätzte, ist grade das Wenigste, was sie an ihren Konstruktoren Anlaß findende Elemente der Konstruktionsfähigkeit. Man sieht hinter einer überreichhaltigen Emittionsbank ersten Ranges zu ein Stückchen orientalischer Wunderwelt. „Was „Zauber“ in irgend welcher Form muß dabeil sein. Selbst der Spitz kann bleiben die Ueberzahlungen völlig aus, so erlischt das Interesse der Speculation an dem Gegenstande, der sich seiner Berechenbarkeit in nichts von ähnlichen Objecten unterscheidet. So liegt die Sache wenigstens augenblicklich bei der Oesterreichischen Kredit-Anstalt. Das schließt aber selbstverständlich eine Wiederkehr neuerer Zeiten und Verhältnisse für dieses bedeutende Bankunternehmen nicht aus. Abdom wird sicherlich die Vorkaufspeculation mit aller Liebe und Unabgänglichkeit wieder zu diesem kleinen ihres Namens zurückkehren, denn sie jetzt nur eine schwache, halb unentwickelte Substanz darzubringen vermag.

In Verreth der türkischen Staatsbank wurde dieser Tage an einem bereits halb veroffene Bestimmung des Berliner Verkehrs erinnert, welche die Veranlassung der für selbstständig erklärten Staaten der Balkanhalbinsel zur theilweisen Veräußerung obiger Schuld zum Gegenstande hat. Der kürzlich Vertreter der englischen Bondholders in der türkischen Staatsbank-Verwaltungsbörse, Herr Schmitt, hat die türkischen Staatsbank in London angesetzt und einen politischen Druck in dem Punkte, wie man auf sie auch nicht auszuweichen vermag. Die „Kausale“ dieser Länder ist zum Theil überhaupt eine offene Frage, zum Theil aber eine nicht weniger als beruhigende. Auf Serbien ist wohl am meisten noch zu rechnen, doch hat dasselbe durch seine Vorkaufungen schon eine beträchtliche bedeutende Verschuldung auf sich genommen. Im Uebrigen liegt die Unrichtigkeit der politischen Zustände der ehemaligen Geldbesitzer der Türkei, die Kombination mit regelmäßigen finanziellen Leistungen vor der Hand gewagt erscheinen.

Zu der Angelegenheit der Eisenbahnverstaatlichung ist neuerdings ein gewisser Beharrungsstand eingetreten. Die Verwaltungen der Rechte Ober- und der Altona-Flieger Bahn wollen die Regierungsverträge ihren resp. Aktionären nur bedingungsweise empfehlen. Sie beantragen nämlich, die bedingungsweise, welche die Regierungsverträge enthalten sollen, zu halten will. Da die Regierung in diesen Fällen mehrfach mit sich handeln lassen, so erscheint eine solche Mehrforderung der fraglichen Bahnen nicht von vornherein als ausrichtend. In dessen darf vielleicht den Aktionären in ihrem eigenen Interesse geordnet werden, den Vagen nicht zu stark zu spannen. Die Preissteigerung, welche die Aktien der Verstaatlichungsbahnen, die Aktien der Eisenbahnen, welche die Regierungsverträge enthalten, erfahren, sind demnach demnach, das man dieselben aus dem Verkehr herausziehen wird man sich zum, zu erörtern, daß die Eisenbahnen gerade jetzt eine Reihe guter Jahre hinter sich haben, in denen neben steigendem Werthe billige Materialpreise einen überreichen Einfluß auf die Ertragsfähigkeit ausüben. Die Zeiten können sich ändern, wie man das Witter der 70er Jahre gesehen hat; auch werden sich nicht unbedenklich, daß die finanziellen Verhältnisse der Gegenwart mit dem unruhigen Manoeuvre ausgetasteten Erwerbsunternehmungen eine weitlich höhere Einkommenssteuer auferlegt, als je jetzt gelten. Uebrig sind einige „Kausale“, so namentlich Rechte Ober- und Berlin-Hamburg, in hohen Grade von Tarifmängeln der Staatsbahnen abhängig, so daß, Alles in Allem, die Möglichkeit einer kleinen Verstaatlichung der Eisenbahnen nur unter einiger Gefahr für die Aktionäre Interessen wahrgenommen werden könnte.

Als schon die Kunst in Euch erglüht war.
Und mocht's auch Euren Ruhm nicht schmälern,
Der Kunst auch nennt „Beauförderer“. —
Und dennoch, Alles, was Du sagst,
Das als kunstfähig Du befragst,
Das Du bekämpfst mit Witz und Bettern,
Kurz, was in den acht Mäntelglättern
Dein Schloßlein predigt immerwährend
(Nach Original Gortius-Verhandl.)
Ist nur zu wahr, und Alles trifft;
Nur daß Du Deine ganze Schrift
Von A bis Z falsch abdruckst hast!
Denn was Du eifrig demontirt hast
Vom Dichten unter der Mantele,
Vom Schreibetrium nach der Schablone,
Von Dem, was wuchernde Verbreitung
Sich schafft zu Wolles Freileitung:
Unwissenheit, sich brütlend frech,
Magalisch, Zug, gepudertes Wied,
Bewußt der Menge Blindheit trauend,
Auf das, was schiebt im Menschen, bauend,
Auf Ungeheuer und Unvernunft,
Das trifft nicht uns, das trifft die Kunst!
Ja, häßlich den Namen „Dilettant“
Du in dem Sinn nur angewandt,
Daß Du ihn als der Kunst stellen
Dem Meister thätig gewiderstehst;
Nicht ist Dein Kämpfen mit Guck Allen,
Dann wär'n die Mäntel von Guck Allen,
Die sich „Schreibetrium“ nennen lassen,
Als Dilettanten aufzuführen;
Du aber halt's uns, die das Schreiben
Nur neben dem Beruf betreiben,
Der Kunst, die davon lebt, entgegen
Und thust, als sei bei ihr nur Segen,
Als sei nur sie von Gottes Gnaden,
Bei uns jedoch lag' all der Schaden.
Wemst, auch Du kennst künftige Schwächen
Und scheust Dich nur, es auszusprechen.
Doch frommt's nicht, Witz und Wuth zu haben;
Da gilt's, ohn' Rücksicht Muth zu haben,
Und wenn Du schreibst 'ne Kunstzeitung!

Und „Esel“ meinst, so sag' nicht „Dilettant“!
Ich wag' es rüberaus zu sagen:
Der Kunst Noth in unsern Tagen
Sag niemals am Dilettantismus,
Der stets sich fügen ganz gewiß muß
In unsrer Kunst; das „Esequatur“
Sieht sie ihm durch das „Imprimatur“.
Jedoch der Kunst gar äppiger Anstich,
Der über's edle Korn hinauswuch,
Der überwuchert, der beraubt es
Weil in ihr zu eifrig Unvernunft lebt.
Wenn Jemand Lust zu einer Kunst spürt,
Weil er in sich der Gaben Kunst spürt,
Nur er sich lange Jahre schenken,
Die Technik, Form zu überwinden,
Es er was Still'st ist für den Rest,
Und Jeder mecht's und wolle's tharf,
Wenn seine Stunden fragmentarisch,
Wenn anders recht man's literarisch! —
Wenn sein Beruf nicht mehr genügt,
Wenn lieber ist die Boheme,
Und wer sein Mundwort rührt recht lobdilig
Und seine Schreibart führt recht lobdilig,
Wer er auch Abend von Terzio,
Der schlagt sich, die Erfahrung lehrt's ja,
Aus eigener Noth zum Literaten,
Kollföhrt Effais, Reporterisches,
Und mittelst fähnen Worteschwales,
Für Geist ausgehend Witz des Galles,
Schreibt er und weiß nun jeden Falles
Aus Eifer oder Dalkes Alles,
Nest glaubend, daß Gott Dem Verstand giebt,
Dem er die Feder in die Hand giebt,
Schafft er, wie Heine sagt, Kamele
Stets aus der Tiefe seiner Seele.
Ach, leider sind's solch Ueberläufer
Auch für unsrer Waare Käufer.
Jetzt schreibt er als Gemäldbetreuer,
Dann über Soppenpiel-Demmer,
Denn wird Schanpiel-Kritik gepachtet,

Und morgen wird Musik geschlachtet,
Dort bringt er, was sein Hirn erlucht,
Doch folgt 'nes Andern Widerspruch,
Worauf er lang und ischaf entseget,
Was doppelt Honorar ihm segnet,
Der Meist're schreibt da populär,
Er ist flets Fachmann, weiß flets mehr.
Das Schlimmste ist von all dem Weien:
Das Publikum muß all Das lesen,
Was er zur Werbung schrieb und kann,
Ja, ischaflich glaubt er selbst daran,
Doch Schreiben Witten sei: Esz liegt er
Nun da als schneid'ger Kunstverzeiler —
Und von Gedichten, die verunglückt sind,
Bruch's ist die Schand, die bekannt sind,
Bekanntes nach des Ängern, Weiten's
Ich wär' mich allsch sehr verzeieren.
So allwärts geht's literarisch-pünktig,
So mar es flets, so wird's auch künftig
Noch sein monatliche outandis
In jedem Schriftstück. — Sag' nun, kann dies
Dem Dilettanten fall'n zur Lust?
Du seug' mir selbst dafür, Du hast,
Der Heine Eifer, doch zu leiben,
Und wollest Du einmal entscheiden,
Wie viel Kollegen junsterstetig,
Ich schalt, die „Kausale“ wäre klüglic,
Drum, Freund, hier lag' den Anbel an,
Es' an der Kunst den Hebel an.
Auch Schloß's ist oftmals, weißt Du ja,
Sudat man oft fern, und 's liegt so nah. —
Euch, Fräulein, die Ihr erst gefragt habt,
Dorm thun, — falls Ihr noch nicht entseigt habt,
Es' hiermit ich den Rath, den schlichteren:
Soll's Euch in Zukunft wieder dichten,
Steigt erst auf Euer Dichter-Bony!
Seid des gewiß, das alte Hony
Qui mal y pense wird Euch auch gesen,
Und unter Freund selbst Euch nicht scheiden.
Weiß ich's doch, I hat verargt er nicht,
Und mit dem Hülfruch fargt es nicht,
Sieht er auch, wo Euch noch der Schuld brüdt,

Seid sicher, daß ein Aug' er brüdt,
Rimal bei Trau'n ist ja ein Dichter
Werd weiser, als gerechter Richter.
Eist ischaf! Dann sieht er, was ihr weis;
Werber zu fragen, ist verfehlt.
Wer sich zu viel von Zweifel's Kraut nützt,
Wird hinterher mit Recht geküchert.
Dir, Dilettant, Dir, Welldemrecher,
Dir, Kunstverzeiler, argem Schädler,
Falls Dir auch frommt mein Brief vor Augen,
Mag hier ein Heines Trostwort taugen:
Es ist die Kunst das einzige Weien,
Das dem, der liebend es erliefen
Und ihm mit Lust nur Seel' und Sinn giebt,
Sich ganz und unverwundlich hingiebt,
Sich schenkt, treu dem, der flets treu ist,
Ein Blick, das nicht kriegt, das ohn' Trau' ist.
Was sonst Du fests, thut' die's be'k'ha' gen,
Und wieviel wird sie Dir be'k'ha' gen,
Und Höchtes wird sie Dir erlassen,
Frei! Du sie nur um ihretwillen,
Gleich oben Trau'n, nicht anrollt sie Dir,
Sich! Du nicht ganz für sie, son ihr.
Es' fests nur Kunst! Braucht's Euch' nicht begen,
Doch Dir fests zum'ger Rirchschneien,
Man freit ja heut auch ohne Briefel!
Die Welt führt das Civilrecht,
Durch das Dein edler Wuth gewiebt bleibt;
Du schaff' und freie, daß er kein bleibt.
Ein Ganz's wolle sein im Kleinen
Und mocht, was Du nicht bist, nicht scheinen.
Drum magst die Kunst Du achten, ehren;
Ihr Briefel sein — Kunst! Du entböhren,
Es' fests nur Kunst! Den Himmel wölken
Kann Niemand Dir. — Ein Spruch thut lehren's
Frei ist er, je zeigt Jedem fests,
Auch Du magst in den Himmel kommen,
Kommt nur der Himmel recht in Dich.

bel dem sich der Graf ganz köstlich füllte", wie er sagte, und „in Frankreich zu weilen räumte.“ Sobald die Deputationen das Schloß verlassen hatten, lag es wieder einsam und still, und die Laugelichte breiteten ihre düsteren Schatten über Ställe und Park. Heute, wo der Schloßherr selbst die goldenen Hallen für immer verlassen hat, wird es in Frohsdorf noch einsamer sein. Das stolze Schloß wird verlassen, wie einst nach dem Tode der schönen Frauen, Prinzessin Pauline Bonaparte und Kaiserin Marie Louise, und die Bergeshöhe dort ihren Ginzug halten. Nur Sage und Geschichte werden dann bei kommenden Dorfleuten von Bergeshöhe erzählen, das im Schloß Frohsdorf, das über ihren Hüften und Feldern hoch emporragt, einst Graf Chamboord gewohnt hat, der letzte Sprößling aus dem königlichen Bourbon.

Russisches Offiziersleben.
Mittheilungen eines russischen Adjutanten.
 Der militärische Stil.

General Dobrjako empfing mich in der liebenswürdigsten Weise. „Sie sind also der mir überlieferte Adjutant? Bitte, nehmen Sie Platz — da sind Cigaretten.“
 „Ich setze mich. Nahezu möchte ich nicht. Der Krater schmit mit in den Hals, und die zugehörige Uniform erregte in mir das Gefühl, als ob ich in irgend einen Steinwall eingemauert wäre.“
 „Nun, was für Neugierigkeiten giebt's denn in Petersburg? Was für Sterne im Waller? — in der Oper? Wissen Sie nichts über die neuesten Ernungen?“ — so überschüttete mich mein Vorgesetzter mit allerhand Fragen. Ich antwortete ihm kurz und erlos mich.
 „Nun, auf Wiedersehen! Es bedarf bei mir keiner Ceremonien. Wir speisen um vier Uhr, und es ist bei uns so Sitte, daß die Herren Adjutanten mit uns dinieren. Machen Sie gar keine Umstände: Ueberst mit Granulaten und Käse ohne Federbüsch!“
 Ich verdrängte mich und fuhr davon, um mich meinem Amtsgenossen vorzustellen. Ein General hat nämlich zwei Adjutanten.
 „Ah — bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen! Habe für Sie auch bereits Quartiergebäude für diesen Monat erlassen.“ sagte der zweite Adjutant. Nach dem Frühstück, ein Kleinruffe, so mir beim Empfang.
 „Haben Sie Hr. Excellenz bereits Ihre Aufwartung gemacht?“
 „Ich bin da gewesen.“
 „Und auch beim Stabschef?“
 „Auch bei ihm.“
 „'s sind Alles, will ich Ihnen sagen, ganz ungängliche Leute. Es läßt sich mit ihnen noch leben. Auch Ihre Excellenz ist eine ganz vorzreffliche Frau. Sie hat zwar einige Schullern, aber Sie wissen ja: es giebt nichts Vollkommeneres auf Erden! Hab' ich nicht Recht? Doch lassen Sie uns nach dem Stabsgebäude gehen: ich will Ihnen ihr Nestort überweisen und auch gleich das Quartiergebäude ausfallen.“
 Wir gingen durch eine Art Gasse, auf der sich ringsum Hügel feiler und gefrorenen Schnees erhoben. Hier und da auf den Häusern und Gefrorenen schimmerte helles Licht, aber die Gassen schauten der graue dämmende Tag drein, und Gruppen entlästerter Pappeltarren gelangweilt über den zugefrorenen Teich hinweg. Gerade vor uns erhob sich ein Erpisenhaus.
 „Unter Stabschef“, begann Radujewitsch, „ist ein herrlicher Mensch. Nur daß es in Bezug auf den Stil den Herren Kameraden von der Armees“ etwas schwer macht, verstehen Sie?“
 „Nun, von dem Stil in den Schriftstücken. Seltene ein Bericht, der nicht zwei oder drei Mal umgeschrieben werden müßte. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Vorgestern richtete ich an die Intendantur einen ein Paarfolger, welche dem Beamten des Stabes für den Monat November er zukommen, hierdurch zu befristigen.“ Was ist nun Ihre Ansicht: steht da irgend ein Verstoß gegen die Grammatik drin?“

*) Den Intendanten im Gegensatz zu den Stabs-Offizieren.

„Keineswegs! Der Satz ist von Anfang bis zu Ende richtig geübet.“
 „Nun, Sie sehen also! Und doch hat er das Schriftstück nicht unterzeichnet. Man sagt besser: Die den Beamten des Stabes zukommenden Verpflegungsgelder, und nicht: welche zukommen. Ueberhaupt,“ fügte er hinzu, „wiederholt sich das Wort „welcher“ in Ihren Berichten viel zu oft. Obgleich nun ließ ich die Empfangsbcheinigung in seinem Sinne umschreiben. Aber wiederum unterzeichnete er nicht: „Es muß“, meinte er, „gebührend heißen und nicht zu kommen.“ Jetzt bin ich wirklich neugierig, was er heute sagen wird.“

„Das ist freilich keine angenehme Perspektive“, sagte ich lachend, „es mit einem solchen Kanakillen zu thun zu haben.“
 „Nun, Sie haben nichts zu fürchten. Sie sind eingearbeitet, und er wird Ihnen auch nicht ein Wort sagen. Aber dem Kameraden von der Armees machte der Stil ein wenig Kopfzerbrechen.“
 Radujewitsch stellte mir die Schreibvorrichtung vor und begann mir darauf die zu meinem Nestort gehörigen Schriftstücke nach dem Journalnummer zu übergeben. Mithin ließ ich von der Treppe her lautes Säbelgerassel vernehmen.
 „Der Stabschef!“ sagte Radujewitsch sich räuspierend.
 „Er machte ich die Beobachtung, daß der Chef das Säbelgerassel absichtlich veranstaltete, um die Schreiben auf seine Ankunft vorzubereiten. Das Vortheil unter dem Arme, trat rauch der Oberst Bindjagin, ein städtischer Herr von etwa fünfundsiebzig Jahren, ins Zimmer.“
 „Guten Tag, Kinder!“ rief er im Generalton.
 Der älteste Schreiber, der Journal-Ranglist und der „Rechtschreiber“ schwiegen; nur die beiden Kopisten antworteten laut für das ganze Bureau:
 „Einen schönen guten Tag, Euer Hochwohlgeboren!“
 „Ah, auch Sie sind schon hier!“ wandte ich Bindjagin zu mir.
 „Seien Sie mir nochmals willkommen! Ich bin recht froh, daß Sie so zeitig gekommen sind, jetzt werden doch die Sachen im Stabe ein wenig besser sein.“ — „Ihre Ehren“, wandte er sich an Radujewitsch, „habe ich wieder einmal einen Brief bekommen.“
 Der arme Kleinruffe lauschte.
 „Aber die Papiere waren doch noch in Ordnung“, bemerkte er schüchtern.

„In der allerersten Ueberlegung waren sie! Ich bitte Sie! Nicht einen einzigen Pappert hat der General untergeschrieben. Und in der That — darf man wohl so schreiben? Bitte, wollen Sie nicht lesen?“
 „Sie werden gleich sehen.“
 Die letzten Worte waren an mich gerichtet. Ich las das Schriftstück durch und sagte, daß es nach meiner Ansicht ganz richtig abgefaßt war.
 „Und Sie haben daran durchaus nichts auszufehen?“
 „Gar nichts.“
 „Nun, und dies hier: auf der einen Seite „Excel.“ und „lens“ auf der zweiten! Ist denn das möglich! Darf man denn solche Wörter abhelfen? Das ist ja das ABC der militärischen Grammatik!“
 „Und deshalb“, fragte ich, „hat der General das Schriftstück nicht untergeschrieben?“
 Bindjagin sah mich erstaunt vor und nach oben an.
 „Treten Sie bei mir ein,“ sagte er dann und führte mich in sein Kabinett.

„Unter General“, begann er hier, nachdem er sich eine Cigarette angezündet hatte, „ist allerdings ein wenig Begehr. Andererseits jedoch kann man von den einmal festgesetzten Regeln nicht gut abweichen. Sie werden gleich sehen.“
 „Nun, Sie sind der Schreibvorrichtung sehr stark entgegen worden. Ein Mandatempfang muß entworfen werden, auch das müssen Sie übernehmen. Sie wissen schon, so'n richtiges Etsch-Mandatempfang. Doch davon wollen wir später sprechen — jetzt beenden Sie mir die Uebernahme der Akten in Ihrer Section. Ich habe hier, wie ich sehe, ein ganz verächtliches Papierchen liegen.“
 „Was ist in meine „Section“ zurückgekehrt, war Radujewitsch eben im

Begriff, dem Schreiber für die Bestätigung des Wortes „Exzellenz“ den Kopf zu waschen. Die Sache machte mich recht komisch und schieflich mußte auch Radujewitsch selber lächeln.
 „Nun, Gott sei Dank“, sagte er mir, „wenigstens diesen einen Pappert hat er unterschrieben. Dieses verdammte „gebührend“ hat mich ganz verdrießlich gemacht, es wollte mit drei Tage lang durchaus nicht aus dem Kopfe. Immerfort wirtelte mir's darin herum: „gebührend“, „zukommen“, „welche zukommen“...“
 Es begann nun die langweilige Prozedur der Aktenübergabe.

Der Weise von Concord.
 Von A. Gölte.

Wenn wir von Europa hinübersehen nach America, so bezaubert uns die Vereinigten Staaten wie ein Garten, dem ein Präsident als Haupt gegeben ist, und foudert und theilt die Bevölkerung nicht, wie in eigenen Vaterlande, nach Stämmen. — Sind nun solche auch ursprünglich dort nicht vorhanden gewesen, so hat doch die Einwanderung sie in gewissem Sinne geschaffen, den Norden von dem Süden getrennt, New-York, Boston, den Westen zu ganz besonderen Typen heranzuwachsen lassen. Es ist ziemlich reines, englisches Volkstum geblieben, hat wenig fremde Elemente in sich aufgenommen, und seine Hauptstadt, Boston — das Athen der Vereinigten Staaten — ist zu einer Wiege der Bildung emporgehoben, die es mit gerechtem Stolz erfüllt. Giebt es irgendwo auf der bewohnten Erde eine Aristokratie des Geistes, so existirt sie dort. Reichthum besteht in der Stadt kein Ansehen, dem goldenen Halbe opfert Mensch. Man muß etwas sein, um in der Gesellschaft etwas zu gelten.
 Die Stadt liegt sehr schön. Auf drei Hügel erbaut, zeigt sie in ihrem Aus und in der reichendsten Ferialität. Victor Hugo hat denn Paris das Herz der Welt. Der Bostoner findet es in der Boston. Die städtischen Buntianer brachten ihrer alten Namen, ihre traditionelle Kultur, ihr geordnetes Familienleben; das Alles vererbte sich und wurde zum Träger einer Bildung, die das Beste einer solchen als höchstes Ziel anstrebte. So wurde es denn nach und nach ein Sammelplatz von Dichtern und Dantern, wobei denn fast anderes Verloren aufkommen, keine andere Lebensstellung Geltung finden konnte.
 In dieser Atmosphäre wuchs Ralph Waldo Emerson auf, und reifte in ihr zu jener idealen Weltanschauung, die ihn zu dem größten Optimisten unserer Zeit machte. Er ist am 25. Mai 1803 geboren, hing als ein Lebensstern fast mit dem Jahre hundert an. Seine Vorfahren waren Geistliche, und auch er bestimmte sich für diesen Beruf. Allein nur drei Jahre konnte er einem solchen Amte vorstehen, denn seine religiösen Ansichten richteten über jedes Dogma hinaus, was bei seinen Vorfahren sonst fand.
 Was er als Kanzelfredner gewesen war, das wurde er nun auf dem Katheder. Seine Beredsamkeit antzückte Alle, die ihn hörten. Er war liebenswürdig, seine Jahre alt, blond, schlant, mit feinen Zügen, und dem Geist und Güte sprach. Er war bereits verheiratet, bevor er sein junges Weib. Seinen tiefen Schmerz zu bewältigen, ging er nach Europa, suchte Carlisle in Göttingen zu besuchen, um bei ihm den Trost zu suchen, den er in sich selbst zu finden nicht vermochte.
 Am 18. August 1833 predigte Emerson in Göttingen in der Kirche der Unitarier, folglich hatte er der Orthodoxie bereits völlig entsagt.
 Doch in demselben Jahre kehrte er nach America zurück und ließ sich in Concord, das dicht bei Boston liegt, nieder. Das dort von ihm bewohnte Haus hieß „Old Manse“, es war ein alter Familienstift, dort schrieb er sein erstes kleines Buch „Natur“ heraus, und als es erschienen war, filierte er seine zweite Frau, Miß Lydia Jackson, heim.

Das „Old Manse“ war ein Gebäude nach Göttingen und worin er sich niederließ, um zu schreiben, sein Geist zu sein. Er schäufte ihm seine Unsterblichkeit, sein behagliches Stillleben, das Glück, das er in seiner Familie findet. Er ist so zufrieden mit seinen Verhältnissen, rufers verlobt: „Numero Drei—zehn! Eine feine Kaffeetasse!“ Und da war nur die Versicherung — da!
 Wie er an der ärgelichen Handbewegung sieht er das zerritterte Einschlagpapier vom Tisch herunter. Thorheit! Was soll er nun mit der Tasse anfangen.
 Annehmend hat er sich an den Arbeitsstisch gesetzt und schon die Feder ergriffen, als sein Blick noch einmal seitwärts fällt — auf die Tasse. Der Anblick ärgert ihn nachgerade wirklich. Er nimmt das Geschirr und setzt es auf den Büchertisch. Dabei liegt er noch einmal dem Namen „Louise“ mit goldenen Buchstaben.
 „Louise!“ Wie sinnlos. Nicht einmal zu einem Geschenk taugt das Ding. Der Herr Professor kann sich keines einzigen weiblichen Namens seiner Bekanntschaft erinnern, das diesen Namen trägt.
 Nicht einmal die Welsern, die „Mädchen“ heißt...
 „Eile!“ — ja, das war etwas Anderes.
 Jemand dieses Namens war ihm bekannt gewesen. Das war vor — laß sehen — fünfundsiebenzig — neunundsiebenzig Jahren. Das war vor Studententage — als das Ermen vor der Thüre stand — Du lieber Gott! als der alte Geheimrath Willrich noch Vortrags hielt...
 Sol nun hat die Kinderzeit seine Gedanken an diese Seite überflogen, und er ist als bei der letzten Heile angelangt ist, wird er zu seinem nachdenkenden Mitbewohner gemalt, daß er nur Worte gelesen, vom Sinn aber keine Ahnung hat. Also noch einmal — und jetzt bei der Sache!
 „Das ist doch unverständlich. Er steht auf, dreht dem Schrank den Rücken und schaut zu dem hochgeputzten Fenster hinaus, um sich zu sammeln. Ein Linder, seiner Bauart zieht herein und drängt die grauen Heuschrecken aus der Höhe zurück in die Stube, als würde Baracken in der Natur eine schöne, tolle Spinnmachtmittler gehalten, in welcher der ordinäre Causal nicht gebildet werden könnte. Denn über den blauen Himmel sieht in eienigen Tagen goldenes Götterglanz; branten im Garten feht der Gärtner und beschnidet die Rosenzäune, während in dem kaum entzupften Wägen eine Ansel unberührt und dann und wann einen ihrer Blütenlaute herausendet. Es kommt der Frühling — man kann ihn riechen, auf der Zunge schmecken — es ist, als würde er drüben an der Straße und wartete nur, daß man ihm das Manuverspörchen zum Garten öfne...“
 Und wieder kommt ein linder Lustzug und weht ein paar graue Haare an den Fensterhaken, daran sich jetzt das Haupt des Mannes gelehrt hat... Das war vor neunundsiebenzig Jahren — damals stand das Ermen vor der Thüre — und da war auch Frühling im Anzuge...
 Und „Eile“ hieß sie, die Tochter des Herrn Geheimraths. Gott hab' ihn selig — aber es that doch bitter weh, als er dem neugeborenen Doktor beim Abchiede noch einmal feierlich die Hand drückte und sagte: Und nun Gott mit Ihnen, mein werther Herr Doktor — aber nicht

haren zu müssen. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit hatte ich mich mit dem Gedanken völlig vertraut gemacht, daß ich aus diesem Bombardement nicht ohne einen dauernden Leibesbeschaden davonkommen würde. Ich fahre mich gerit: schon nach dreimal vierundzwanzig Stunden war ich mit meinen Gefühnsfunktionen wieder in Ordnung.

Ein Scherben.
 Von Hans Pfeilschmidt.

„Meltern! — wo Sie mir noch einmal an dem Schreibtisch...“
 Ja — das sieht man dem Arbeitszimmer des Professors auf den ersten Blick an. Der Boden ist tadelloß geputzt und aufgewischt, die Glasfläche über den alten Kupferstichen und den Studentenstuhlen blinzelt gepulst, die Stühle in aufricht kommensurable Winkel zu den stürzenden Möbeln gerückt; dem Schloßrock am Kleiderhaken sind die halb umgeschüttelten Hemd wieder eingehängt und eine sorgsame Hand hat feierliche, vertikale Falten hinein gestrichen. Die Pfeife ist ausgekostet und in eine solche Ecke geleitet worden, und draußen auf dem Fensterrahmen steht die Aichenerse weggelassen und die Blumen frisch besoffen. Und nur den Schreibtisch, den großen, alterthümlichen Schreibtisch hat der ordnende Hand offenbar mit scheuem Bedacht umgangen. Kein Wuch ist auf das feiner Gaze gerückt oder gar verdrängt worden, jetzt der Herr Professor aufstand, um ins Kolleg zu gehen, keine der halbverworfenen Papiere auch nur ein einziges Finger Breite verschoben; beiseite gelassen die Hand hat der Schreibfeder die eintrocknende Tinte vom Schmeißel gewischt, — ja selbst das ausgebrannte Schwefelholz ist unberührt auf dem Einbanddeckel des Kantik liegen geblieben.
 Im Wahrheit, Frau Melzer hatte schon ihre Finger da nach gespült, um es auf die Rechtschreibtafel zu werfen, — aber da waren ihr noch zu rechten Zeit die Worte eingekommen, mit denen der Herr Professor sie vor drei Wochen hart angefaßt, da sie einmal den Schreibtisch gründlich geputzt und zu einer staltlichen Pyramide geschichtet und Pfeilschmidt, Feder und Pinsel in feinerquidenden Parallelismus nebeneinander vor dem Schmeißel angeordnet hatte. Er, was für Augen waren das gewesen! Frau Melzer hätte sich nie träumen lassen, daß diese gutmüthigen, blaugrauen Wugen so zornige Blitze schleudern könnten, daß die richtige Stimme, die sonst nur sagte: „Kaffee, Meltern“, oder „da ist ein überdes verweilte Regenwetter“ und dergleichen, einen so schärfen Klang annehmen könnte. Ja, selbst mit dem einen Zeigefinger hatte er ihr gedroht, während der andere eine Stelle im Wuche spießte, und dabei hatte er gesagt: „Meltern, Meltern! In der Stube hier mu, Sie räumen und schaffen, soviel Sie will, aber wo Sie mir noch einmal an dem Schreibtisch rührt und auch nur ein Blättchen

verschiebt...“ Wie hatte der Herr Professor nicht gesagt, aber das hatte schon hingereicht für Frau Melzer, die mit niedererschlagenen Augen und den besprüngten Stiefeln des Herrn Professors eiligt aus dem Zimmer verschwunden war. Wie wieder hat ihre Hand ein Stäubchen vom Schreibtisch geholt, so wie immer Qual ihr das auch bereitet — und so sieht er denn auch heute und wartet des Herrn Professors.

Eigentlich müßte der schon längst dahien sein, denn um vier Uhr ist die Vorlesung beendet, und die Uhr zeigt schon auf halb fünf, um welche Zeit der gelehrte Herr sonst immer schon hinaus über der Arbeit ist, die er demnach abschließen will, — aber bei einem fünfundsiebenzigjährigen von seiner Revolution ist dergleichen gar nicht denkbar.
 Und da — sein Schritt auf der Treppe! Frau Melzer, dem Staubwedel noch in der Hand, fährt zur Thüre hinaus und läßt gleich darauf den Herrn Professor eintreten. Nicht ohne das Gefühl stillen Triumphes sieht sie, wie sein Blick, während er sich mit besaglichem Seufzen Hut und Mantel abnehmen läßt, miträuflich über den Schreibtisch gleitet — „Der Professor, wir werden uns hüten“... Es ist richtig. Alles unangeartet. Das ausgebrannte Schwefelholz ärgert ihn fast ein wenig. Aber da ist auch schon das Kaffeegeschirr mit dem frischgekosteten braunen Getränk. Der Herr Professor pflegen sonst sich eine Tasse einzuschütten und dann sofort an die Arbeit zu gehen, um die Zeit des Nichtsthuns nicht zu verlieren.
 Aber diesmal kommt es anders. Nachdem Frau Melzer sich zurückgezogen, tritt der Herr Professor an den Sophatisch und macht sich daran, das Papierpadel zu öffnen, welches er vorhin mitgebracht und bedachtig niedergelegt hatte. Und bedachtig schält er jetzt aus dem zerritterten Zeitungspapier eine — Kaffeetasse von Steinzeug heraus. Weiß, mit goldenen Bändern und bei in Pfantaltgeschaffen gemalten „Inchrift „Louise“.“
 Er blickt sich das Ding von Vusen und Innen, liest sehr langsam den Namen und stellt das Geschirr topfischütelnd wieder hin.
 „Inchrift „Louise“!“ brummt er jetzt vor sich hin und beginnt sich die Pfeife zu stopfen.

Wirklich, es war eine Thorheit. Eigentlich war es schon unverantwortlich gewesen, sich von dem lebenslustigen Herrn Kollegen verleiten zu lassen, den Widwegen vom Kolleg über den — Johrmarkt zu nehmen! Mitthen durchs dickste Gestrüch, wo man keines Tagelohnes nicht sicher ist! Wie nur der Herr Kollega daran seine Freude haben kann...
 Nun, das hätte am Ende noch hingehen können. Aber vor einem Blicktrabe sich in den dicksten Haufen hineinzergeren und sich gar von dem lebenden Herrn Kollegen ein Loos aufdrängen zu lassen — ah, Thorheit, Thorheit! Numero dreizehn noch dazu!... Aber da hatte auch schon das Rad gerollt und die schmerzheftere Stimme des Aus-

verschiebt...“
 „Inchrift „Louise“!“ brummt er jetzt vor sich hin und beginnt sich die Pfeife zu stopfen.
 Wirklich, es war eine Thorheit. Eigentlich war es schon unverantwortlich gewesen, sich von dem lebenslustigen Herrn Kollegen verleiten zu lassen, den Widwegen vom Kolleg über den — Johrmarkt zu nehmen! Mitthen durchs dickste Gestrüch, wo man keines Tagelohnes nicht sicher ist! Wie nur der Herr Kollega daran seine Freude haben kann...
 Nun, das hätte am Ende noch hingehen können. Aber vor einem Blicktrabe sich in den dicksten Haufen hineinzergeren und sich gar von dem lebenden Herrn Kollegen ein Loos aufdrängen zu lassen — ah, Thorheit, Thorheit! Numero dreizehn noch dazu!... Aber da hatte auch schon das Rad gerollt und die schmerzheftere Stimme des Aus-

feinen Schicksale, er ist gesund, hat Freunde an seiner Arbeit findet Anerkennung, Freunde, welche ihn zu einem neuen Studium...

Sein Buch „Natur“ fing mit folgendem Satze an: „Unser Zeitalter wendet sich rückwärts. Es baut die Grabstätten der Väter...

Das Carlisle hatte er in diesem Buche nichts übernommen, wie überhaupt ihre Verschwiegenheit zu umgehen groß ist, daß man kaum begreift, wie jemals die Idee habe aufkommen können...

Unbesen, ohne Einfluß blieb Carlisle durchaus nicht auf die Achtung Emersons und seiner Nachfolger; nur vor dieser Ansicht...

Im Jahre 1836 hielt Emerson in Boston zehn Vorlesungen über „Natur und Zweck der Weltgeschichte“, womit er den Keimen der „Freiheitspredigten“ erweckte.

Margaret Fuller, eine geistvolle Amerikanerin, hatte sich ihm angeschlossen, mit ihr ein Kreis von Frauen, die zu dieser Zeit...

Die Geistlichkeit unterließ nicht, Emerson an die schwarze Tafel zu schreiben, trotzdem aber verbreitete sich sein Wort täglich mehr...

Emerson hatte 1842 bereits ein Bündnis gefaßt, ergriffen lassen, dem 1844 ein zweites Bündnis folgte, dann ergriffen 1847 seine ersten Gedächtnisse.

Er blieb nie lange von seiner Heimat entfernt. Als er 1848 von England zurückkehrte, wurde er von seinen Freunden...

ten unterdessen sein Haus wieder auf. Aus dem Oriente zurückkehrend, nahm er seinen Weg über England und sah seinen Freund Carlisle wieder.

„Hohe Loose — harte Loose!“ Von Ludwig Weisfel. In einer kleinen Universitätsstadt lebte ein alter Professor und der hatte eine reizende und kluge Tochter.

Er hatte eine reizende und kluge Tochter. Einmal Tages kam ein junger Prinz in das Haus des Professors, verheiratet ist in kleine Marie und begreift sie als seine Braut.

den reiste unter dem Heiden eines einfachen Herrn Edgar Bentin im äussersten Irdischen. Edgar Bentin war klug und schön wie Marie und kam pünktlich Jahr, als er um das sechshundertjährige Mädchen freite.

Er hatte eine reizende und kluge Tochter. Einmal Tages kam ein junger Prinz in das Haus des Professors, verheiratet ist in kleine Marie und begreift sie als seine Braut.

den reiste unter dem Heiden eines einfachen Herrn Edgar Bentin im äussersten Irdischen. Edgar Bentin war klug und schön wie Marie und kam pünktlich Jahr, als er um das sechshundertjährige Mädchen freite.

Er hatte eine reizende und kluge Tochter. Einmal Tages kam ein junger Prinz in das Haus des Professors, verheiratet ist in kleine Marie und begreift sie als seine Braut.

Rechten zu sehen: so eilte denn auch Marie mit ihrem klugen Richard nach der Residenz. Die Kenntnis der Geschicklichkeit ihres Gatten...

den reiste unter dem Heiden eines einfachen Herrn Edgar Bentin im äussersten Irdischen. Edgar Bentin war klug und schön wie Marie und kam pünktlich Jahr, als er um das sechshundertjährige Mädchen freite.

Er hatte eine reizende und kluge Tochter. Einmal Tages kam ein junger Prinz in das Haus des Professors, verheiratet ist in kleine Marie und begreift sie als seine Braut.

den reiste unter dem Heiden eines einfachen Herrn Edgar Bentin im äussersten Irdischen. Edgar Bentin war klug und schön wie Marie und kam pünktlich Jahr, als er um das sechshundertjährige Mädchen freite.

Er hatte eine reizende und kluge Tochter. Einmal Tages kam ein junger Prinz in das Haus des Professors, verheiratet ist in kleine Marie und begreift sie als seine Braut.

den reiste unter dem Heiden eines einfachen Herrn Edgar Bentin im äussersten Irdischen. Edgar Bentin war klug und schön wie Marie und kam pünktlich Jahr, als er um das sechshundertjährige Mädchen freite.

Er hatte eine reizende und kluge Tochter. Einmal Tages kam ein junger Prinz in das Haus des Professors, verheiratet ist in kleine Marie und begreift sie als seine Braut.

wahr — Sie nehmen mir meine offenbare Antwort auf Ihren Antrag nicht ab! Sie nehmen mir nicht als Überhebung an, was nur aus...

Sie betrachten dann einen Bantiers-Sohn. ... Wieder Himmel, was mag aus ihr geworden sein — in diesen neunundzwanzig Jahren...

„Salve, Professor!“ erfuhr da eine fröhliche langweilige Mädchenstimme hinter dem Gekleppen, welcher sich rufte wendet. Und ein Paar...

„Salutem tibi dico! Der Herr Professor machen wohl Verze? Wolle drei Minuten habe ich mit den Büchern da an die Thür geklopft — ich hatte ja keine Hand frei — und wenn mir Frau Melzer nicht...

Da — viel hätte in der That nicht gefehlt, und die Bücher wären kopflos aus dem haltenden Arm zu Boden gestürzt. Aber der eilige...

„Ich danke — ich danke Ihnen, Fräulein Agnes! Welche Güte, sich mit den schönen Händen zu belassen, die ich mir ja bei Ihrem Papa selbst habe holen können.“

„Es was, Professorin! Der Famulus muß doch dafür sorgen, daß der Herr Professor rasch erhält, was er zu seinen Arbeiten braucht. Und Sie haben mich ja selbst Ihren Famulus genannt.“

„Er liest im Cicero — nein, er ist auf einige Tage verreist. Da habe ich selbst Ihnen die gewinnlichsten Werke aus seiner Bibliothek zusammenstellen müssen. Aber wenn es nur die richtigen Bücher sind — Ihre Karte war wieder verzeihlich unendlich geschrieben.“

„Dann hier befehlen Verfassers „Institutiones calculi differentialis, Berlin 1765, tomus secundus...“ die „Institutiones calculi integralis“ muß Papa angesehen haben, ich konnte sie nicht finden. Weiter: Acta eruditiorum, 1684 — plui! Da liegt noch der Staub auf dem Schmitt! — und Acta eruditiorum supplementa, fünfter Band. Es...

sehen zehn Blätter darin, Professorin, ich habe es eingeschrieben wo. Und endlich Band 2 und 3 der Histoire des Mathematiques von Montucla, Paris 1797 — ist das richtig?“

„Nun, meiner Seele!“ sagt Professorin, indem es die Karte fortlegt und voller Bewunderung zu Fräulein Agnes aufblickt — ah! und wie ihm die Augen glänzen! „Und das Alles haben Sie so für sich allein hervorzuheben! Man sollte meinen, daß ein solch ein Ende für die alten hochweislichen Gelehrten ist.“

„Und warum nicht? Ge! Ich bin doch ein Gelehrtentochter. Papa hat auch seine Freunde daran und sagt immer, ich müßte auch einen Gelehrten heiraten.“

„Nun?“ fragt Professorin mit einer ganz eigenthümlichen Betonung. „Und was ist Ihre Ansicht über die Sache?“

Fräulein Agnes legt mit plötzlich ganz ernstem Gesicht ihre Hand auf den Schloßrock des Herrn Professor und bringt ihren Mund ganz nahe an sein Ohr. Und nachdem sich die kleine Haushälterin insgeheim an dem feierlichen Blick des alten Mannes gewendet, der viel zu kurzschichtig ist, um den Schelm in ihrem Nacken zu gewahren, flüstert sie, als handle es sich um ein schweres Geheimniß: „Es nimmt mich ja freier, Professorin.“ Und die Professorin verdukte Miene sich völlig in ein vergnügtes Lachen umgewandelt, ist sie schon aufgesprungen und schüttelt ihm die Hand zum Lebewohl. „Aber, ich muß noch einkaufen. Strigharn, Salat — was weiß ich Alles! Nebemorgen bringe ich Ihnen den alten bösen Polanten.“

„Sie wissen... Und dann will ich auch sehen, ob Sie hübsch fleißig gewesen. Aber hören Sie wohl, Professorin: keine Nacharbeit! Ihre Gesundheit verdirbt das nicht. Hübsch um neun Uhr zu Bett, und nicht mehr als drei Pfeifen jeden Tag! Adieu, adieu!“ Und ehe der Herr Professor noch einmal seinen Dack andrängen kann, hat sich die Thür hinter dem frohen blühenden Gesichtchen geschlossen, und er ist wieder allein.

Was ist das? Es ist so leicht im Zimmer geworden... Endlich ist er wieder zum Fenster getreten. Der Himmel ist jetzt hellgelblich über und über. Der Gärtner drinnen packt sein Gerüth zusammen und schickt sich zum Gehen an. Die Amsel ist verstummt. Aber ein paar Schwalben treiben und schweben vorn Fenster vorbei und empor zum Dache, unter dessen Berührung sie sich ein Nest rüsten.

Eine gute, lange Weile hat der Herr Professor ihnen zugehört, als gälte es, ihnen etwas abzunehmen. Dann ist er wieder vom Fenster weggetreten, hat noch einmal die Tafel vom Schranke genommen, den Namen darauf buchstabirt und topfschüttelnd „Ami! Am!“ vor sich hingebremmt. Aber „Ahorcht!“ hat er nicht wieder hinzugesetzt.

Etwa vierzehn Tage sind verstrichen. Nach den Büchern zu urtheilen, welche der Herr Professor der Bibliothek seines gelehrten Freundes entlieh, und welche, wie schon seit Monaten, Fräulein Agnes in des Herrn Professor Wohnung schafft, muß dessen Arbeit mit raschen...

Schritten der Vollenbung entgegen gehen. Merkwürdiger Weise will aber das Manuscript der Abhandlung nicht wieder kommen. Frau Melzer hat natürlich kein Auge für solche Beobachtungen, schon weil die Arbeit auf dem geheiligten Schreibtische liegt, dagegen ist ein anderer...

Umland ihrer Wahrnehmung nicht entgegen. Daß der Herr Professor jetzt seinem Fräu- und Nachmittagskaffee auffällig lange nicht widmet, Fräulein Agnes eine Serviette über den Sophatisch deckt, er sich sogar jedes Mal eine bunte Mütze, war schon daran sein konnte, und ihr Gesicht lauter nicht mehr so freundlich wie vordem, wenn Fräulein Agnes mit einem neuen Stöße Richard erseht.

Frau Melzer ist im Unrecht. Niemand trägt die Sauspizidul ab — ein weißer, gelbdruckter Scherben.

„Sie ist Tafel ins Haus gekommen, ist eine seltsame Veränderung — ja eine Unruhe bei dem Herrn Professor eingetreten. Quert hat er sich über den stummen Jungen seiner Tharheit geärgert. Später aber haben sich durch den Kerger curiose Vorstellungen gedrängt, wie wohl eine Frau aussehen müsse, die den Namen „Louise“ führte und, welcher die Tafel gehörte. Dann, wie es wohl sein müßte, wenn sie dort am Tische säße und Kaffee aus der Tasse tränke. Um sich das besser vergegenwärtigen zu können, hatte er die Tasse eines Morgens vom Schranke geholt und neben die seine gestellt. Er war ganz verwundert gewesen, wie behaglich das ausfiel. Jwar hatte er sofort über seine Kinder lächeln müssen und das Gerüth wieder weggeschafft, — am anderen Tage aber stand es wieder neben seiner eigenen Tasse, und ein Stuhl davor oben ein, nur zur Verwollständigung des Eindrucks. Und eines schönen Nachmittags hatte ihn gar Frau Melzer dabei übertraut, wie er eben auch die zweite Tasse Kaffee einsog! Da waren der Herr Professor in schredlicher Verlegenheit aufgefunden, haben gehußt und sich mit der Schlafrocktafel etwas zu schaffen gemacht und dabei unwillig vor sich hingemurmelt: es sei doch möglich, daß man so gerührt sein könne.“

Am andern Morgen aber hatte er mit gleichgültigem Gesicht gesagt: „Melzern, ichaue Sie doch nach, ob an meinem Frack ein Schranke etwas schadhaft ist.“ Daß gab Frau Melzer viel zu denken, denn der Frack kam sonst nur bei Gelegenheiten des Melzertanzschalls und der Staatsprüfung ans Licht, und weder das eine noch das Andere stand nahe bevor.

Aber es kam noch besser am folgenden Morgen. Ein wunderbares Bouquet aus buntenfarbenen Rosen, Weißrosen und weißen Violett — auf Befehlung des Herrn Professor! Frau Melzer traute ihren Augen und Ohren nicht. Starr vor Bewunderung über das frühlingstduftende Bündel in ihren Händen fand sie noch im Arbeitszimmer des gelehrten Herrn. Da ging die Thür auf. Der Herr Professor! Wie ein Blitz fuhr Frau Melzer herum, um zu öffnen — wie ein Blitz fegte der Apfel ihrer Schürze über den Tisch, verweilte ich dort in ein Ginderniß — und flirr! frack! — fiel eine weiße Raffestaffe mit gelbem Bande und einem Namen darauf zu Boden...

